

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 14

Artikel: "Jeder Mensch trägt den Stempel des Menschlichen"
Autor: Schumacher, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

« J E D E R M E N S C H T R Ä G T D E N S T E M P E L D E S M E N S C H L I C H E N »

Der im Titel angeführte humane Satz stammt von Montaigne und steht, zusammen mit andern Zitaten, solchen aus der Bibel sowie aus der Literatur vieler Völker und Zeiten, als Begleittitel über einer Gruppe von Aufnahmen an der grossen Photoschau «The Family of Man». Diese Ausstellung wurde ursprünglich für das Museum of Modern Art in New York geschaffen. Durch Vermittlung der amerikanischen Regierung wird sie jetzt in der ganzen Welt gezeigt; sie war in Zürich, dann in Basel und in andern Schweizer Städten zu sehen.

Diese «greatest photographic exhibition of all time» besteht aus über fünfhundert Aufnahmen von rund zweihundertachtzig Photographen aus gegen siebzig Ländern. Idee und Auswahl stammen von Edward Steichen, dem Altmeister der amerikanischen Photographie.

The Family of Man — die menschliche Gemeinschaft: so könnte man diese Familie, die alle Menschen umfasst, nennen, weil hier mit seltener Intensität das menschliche Leben, die Summe aller Tage, der Alltag dargestellt wird, der Alltag, der so schön und so grausam sein kann, der die Gesichter formt, Ausdruck und Gebärde bestimmt, der Alltag im Einzelleben und in der Gemeinschaft, deren Notwendigkeit wir oft übersehen, die uns als Neugeborene freudig begrüsst und vielleicht später einmal allein lässt, «allein mit unserem Herzschlag», die uns ausstossen kann und uns als Elende, Vertriebene, Heimatlose mit enttäuschten Gesichtern irgendwo auf armseligen Bündeln sitzen oder mit gleichgültigem Blick über einen Zaun hangen lässt — als Zaungäste der Welt.

Es handelt sich zumeist um einfache Menschen, vor die wir an dieser Ausstellung hintreten, um Menschen, die mit ihrer Hände Arbeit, harter Arbeit, ihr tägliches Brot verdienen: in einer Arbeitsgemeinschaft drin und nicht allein, denn sie arbeiten mit jemand, sie arbeiten für jemand, und welche fundamentale Bedeutung Brot im Leben hat, be-

weisen die Aufnahmen der Hungernden, in deren schwachen, zitterigen Gebärden eine unheimliche Gier liegt, und in deren Augen Verzweiflung, ja manchmal sogar Irrsinn brennt. Wie gesammelt und zuversichtlich ist dagegen das Gesicht eines in seiner Arbeit glücklichen Menschen, der sicher und mit kraftvollen Bewegungen sein Werkzeug handhabt. Wenn auch Müdigkeit und sogar Kummer ihre Schatten werfen, so ist immer ein schönes Selbstbewusstsein erkennbar: die Menschen brauchen mich — «ohne meiner Hände Arbeit müsste die Welt zugrunde gehen». Ein stolzes und ein wahres Wort, das bei einem Industriearbeiter einen härteren und bewussteren Ausdruck hat als beim Bauern, der in seiner selbstverständlichen Gelassenheit noch die Nähe der Erde fühlt, «dieser Mutter, die nie stirbt». Sie breitet eine mächtige Ruhe aus, so dass die Menschen, die sie bearbeiten, die Hast verlieren und stille und bedächtig werden. Die Landschaft, die Natur tritt im Ganzen dieser Ausstellung zurück, doch ist ihre Nähe gleichwohl spürbar; die Furchen ihrer Aecker wiederholen sich in den Runzeln der Gesichter, die Weite ihrer Horizonte gibt manchem Auge den lichten Blick, ihre Kargheit hat viele Gestalten gezeichnet, und von ihrer verschwenderischen Ueppigkeit zeugen viele menschliche Leiber.

Wohin man an dieser Ausstellung blickt, man ist im Menschlichen zu Hause; nichts ist uns fremd, und der Ausspruch von Terenz drängt sich auf: *Homo sum; humani nihil a me alienum puto* — Mensch bin ich; nichts, was menschlich ist, achte ich mir als fremd.

Von heiterer Natürlichkeit und Wärme sind die Familienbilder, von denen die Aufnahmen «Mutter und Kind» die Innigkeit der Beziehung zeigen, diejenigen der «Väter und Söhne» aber, leise humoristisch betont, den vielbewunderten und durchaus nachahmungswürdigen Vater mit dem lerneifrigen Sohne darstellen.

Als eine kleine Gemeinschaft in der grossen, sozusagen als Zelle der ganzen Gemeinschaft, sehen wir die Liebespaare. Hingerissen von der Stärke eines übermächtigen Gefühls, existiert für sie nur noch die Zweiheit. Sie sind allein inmitten der Menge, und wo sie allein sind inmitten der Einsamkeit der Natur, ist es, als stütze sich dort Gott auf die Erde, um durch diese Berührung dem Leben das Leben zu erhalten.

Die ganze Schau führt uns zu einer Beschäftigung, die wir in der Hast des Alltags so gerne vernachlässigen: wir lernen uns in die verschiedenen

Lebensphasen versenken, wie zum Beispiel in die der Kindheit, wo alles selbstverständlich ist, wo sich die Kinder beim Spiel die Hände reichen und unbekümmert auf dem Friedhof zwischen den Grabkreuzen singend im Kreise gehen, oder in das tief ernst genommene Spiel, dargestellt vom Javaner Knaben, der in wunderbarer Konzentration und Unverkramptheit zugleich mit seinem zwischen spitzen Fingern gehaltenen Kügelchen das Ziel anvisiert, während der Flötenspieler unter seinem welligen Hut eher das Liebenswürdige-Schelmische ausdrückt.

Aus dieser unbelasteten Welt nehmen viele etwas mit; es zeigt sich am Feierabend, wo man liest, plaudert, mit Spielen sich abgibt oder auch auf einem Musikinstrument ernsthaft einer Kunst huldigt.

Auch das trennende Element ist da, der Streit. Es bricht anmutige Kinderspiele plötzlich ab, schafft schwere Zerwürfnisse unter Liebenden oder kommt in schwarzer Gestalt als der Tod. Er ist so ungeheuer und endgültig, dass vor ihm alle Kreatur verstummt. Auf die Gesichter legt sich Demut und tiefe Trauer, und dies ohne Unterschied der Himmelsgegenden. Die Gemeinschaft hat aufgehört, Gott hat gesprochen, ich habe zu schweigen.

Gemeinschaft gibt es noch in vielen Formen: im Hörsaal, im Kongresshaus, auch vor Gericht, und wenn es nur ein verstehender Blick aus einem so

tief wissenden und grundgütigen Antlitz eines Richters ist, der erkannt hat, dass wir in Fühlen und Denken ähnlich sind, dass wir alle verwandte Züge aufweisen.

Man folgt — den Ausstellungswänden entlang — gebannt einer optischen Biographie des «Jedermann» von heute, der immer wieder auch unser-einer ist. Diese Verwandtschaft wirkt so eindringlich, dass es ja wir selbst sind auf dem Bild, dass wir uns selbst immer wieder erkennen und uns sagen müssen, dass es ja wir selbst sind auf dem Bild, dass wir uns so auch verhalten würden, schon so verhalten haben. Wir erkennen uns in den Gestalten dieser Ausstellung selbst über alle Rassen und Klassen hinweg. Sie alle teilen uns etwas mit: durch eine bittende Gebärde, ein strahlendes Lächeln, ein tränenloses Weinen — wir schauen hin, und wir haben die Botschaft verstanden. Wir suchen auch die Botschaften zu enträtseln, die von den paar menschenleeren Bildern ausgehen, die sozusagen das Rohmaterial der Schöpfung zeigen: Erde, Wasser und den gestirnten Himmel mit kreisenden Nebelmassen in neuen Weltanfängen ... Aber es ist das menschliche Antlitz, zu dem man immer wieder zurückkehrt. Hinter jedem vermuten wir eine Geschichte, jene Geschichte, die zu ihm gehört, nur zu ihm, die ihm Einmaligkeit und Ausdruck verleiht. Wortlos, aber eindringlich sprechen diese Menschen zu uns als zu ihresgleichen, die wie sie selbst zur grossen unteilbaren Family of Man gehören.

Albert Ehrismann

I N M E I N E W E L T — I N D E I N E W E L T

*Den Himmel hat die Sonnenuhr
in so viel Licht getaucht,
dass jeder, um ihn anzusehn,
die schwarze Brille braucht.*

*Dann sieht die Welt durchs dunkle Glas
just recht zum Sterben aus,
und wo ich wohne, wo du wohnst,
da steht ein Trauerhaus.*

*Das war im März. Jetzt ist April.
Ein Wunder ist geschehn:
die Augen können unverhüllt
den ganzen Himmel sehn.*

*Und wen die Liebe ängstlich macht,
und wer im Glück erschrickt,
der hat zu jäh und unbedacht
ins höchste Licht geblickt.*

*Die schwarzen Gläser wirf weit weg!
Das Herz ist's bald gewöhnt.
Und Augen, Sonne, Angst und Lust
sind wunderbar versöhnt.*

*Die Erde ist kein Totenhaus!
Schon glänzt der Kirchturmknäuf.
In deine Welt, in meine Welt
steigt hell die Sonne auf.*